

Jahrbuch Friedenskultur 2007

Dialog der Zivilisationen

Veröffentlicht mit Unterstützung von:
Forschungsrat der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
Kärntner Universitätsbund
Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung

ALPEN-ADRIA
UNIVERSITÄT
KLAGENFURT



Herausgegeben vom
Zentrum für Friedensforschung
und Friedenspädagogik

Kathrin Hämmerle | Brigitte Hipfl | Helga Rabenstein |
Werner Wintersteiner

© Drava Verlag 2007

Layout und Druck: Tiskarna/Druckerei Drava

Alle: Klagenfurt/Celovec

www.drava.at

ISBN-10: 978-3-85435-528-1

Drava Verlag Klagenfurt/Celovec

INHALT

EINLEITUNG

- Brigitte Hipfl | Helga Rabenstein | Werner Wintersteiner
Das friedliche Zusammenleben »der mannigfach Verschiedenen« 9

DIALOG DER ZIVILISATIONEN

- Werner Wintersteiner
Dialog der Kulturen 17
- David Adams
The Global Movement for a Culture of Peace 28
- Werner Wintersteiner
Interkultureller Dialog – Dialog der Kulturen 40
- Daisaku Ikeda
The Challenges of Dialogue and Communication
in a Virtual Age 45
- Waltraud Grossmann | Stefan Seiner | Sabine Stocker |
Barbara Preitler
Besuch bei den Misings 52
- Brigitte Hipfl
Szenarien der Globalisierung 62
- Daniela Gronold
Inclusion and exclusion in a white context 71
- Sabrina Nepozitek
Amerikanische Popmusik trifft auf den islamischen Glauben 82
- Helga Rabenstein
Paris – Dakar. Ferngespräch 89
- Martina Haidenhofer
Ich leuchte dir den Weg 102
- Dialog der Zivilisationen – Allianz der Kulturen 104

FRIEDENSPOLITIK

- Daniela Ingruber
Der kriegerische Blick 107
- Harald Haas | Andrea Plaschke | Thomas Fenzl
Palästina. Die zerrissene Nation 116
- Siegfried Stupnig
Integrationsarbeit mit tschechischen
Flüchtlingfamilien in Kärnten 137

FRIEDENSKULTUR

- Viktorija Ratković
Kultur und Konflikt 149
- Jacob Guggenheimer | Esther Schmidt
Gesellschaft und Zwangsprostitution 152
- Kirstin Mertlitsch | Uta Isop
Doing Gender – Making Peace? 166
- Therese Wintersteiner
The Role of Culture in Conflict Resolution 177
- Dieter Kinkelbur
Zehn Bücher zur Friedensdekade 2000–2010 185
- Robert Lecker
Frieden als Medienspektakel 196

FRIEDENSPÄDAGOGIK UND POLITISCHE BILDUNG

- Bettina Gruber
Politisch Handeln Lernen 213
- Werner Wintersteiner
EURED – Professionelle Friedenspädagogik für ganz Europa 227
- Appeal A European Initiative for Peace Education 234
- Lena Freimüller
Heiße Frieden in Kärnten 237
- Hanna Orthofer
Von der Notwendigkeit und Bedeutung innerschulischer
Friedenserziehung 248
- Melanie Dohr | Judith Massar |
Eva Maria Steinbacher | Veronika Weindl
MIRACULIX Zeitschrift für Friedenskultur 266
- Francesco Pistolato
Neue Netzwerke entstehen 272
- Bettina Gruber
Das Zentrum für Friedensforschung und Friedenspädagogik
Bilanz und Leistungen 280
- Pressespiegel 294
- Autorinnen und Autoren 302

Kirstin Mertlisch | Utta Isop

Doing Gender – Making Peace?

Das Zentrum für Frauen- und Geschlechterstudien arbeitet nun seit einhalb Jahren gemeinsam mit dem Zentrum für Friedensforschung und Friedenspädagogik sowie der IPF-Fakultät im Projekt »Kultur und Konflikt«. Ziel des Projekts ist es, Synergien und unterschiedliche Perspektiven der Begrifflichkeiten »Kultur und Konflikt« zu erarbeiten. Verbindend ist etwa die Frage nach den Hintergründen von Gewaltphänomenen (z. B. geschlechtsspezifische Gewalt: häusliche Gewalt, Zwangsprostitution, Frauen- und Menschenhandel), um gemeinsam Veränderungen zu schaffen, gemeinsam »eingreifend« (vgl. Leitner 2000, 180) zu einer »Kultur des Friedens« (vgl. Wintersteiner 2005, 88) beizutragen.

Ausgangspunkt des Textes werden vorerst einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Frauen- und Geschlechterforschung und der Friedensforschung sein. In einem weiteren Schritt wird der Zusammenhang zwischen struktureller, personaler und symbolisch-kultureller Gewalt und der Kategorie Gender ein Stück weit geklärt und dann auf Interdependenzen und das Zusammenspiel von Ungleichheitsrelationen und Diskriminierungsformen (race, class, sex, gender, ethnicity, locality) eingegangen, die unseres Erachtens Zündstoffe für Konflikte in unserer Gesellschaft sind. Diskriminierungen aufgrund von Geschlecht, Herkunft, Lohnarbeit, Behinderung u. a. nehmen Formen von personaler, symbolisch-kultureller und struktureller Gewalt in Gesellschaften und Alltagskulturen an. Diskriminierungen können oft nicht ausschließlich an einer einzigen Ungleichheitsdimension wie Geschlecht festgemacht werden, sondern hängen mit anderen Ungleichheitsrelationen zusammen.

Das Interesse an Macht, Dominanz und Herrschaftsphänomenen (Patriarchat) und deren Abbau sind der Frauen- und Geschlechterforschung und der Friedensforschung gemein. Beide Forschungsrichtungen verfolgen emanzipatorische Ziele und sind von grundlegenden Wertvorstellungen wie sozialer Gerechtigkeit geprägt. Zur Erklärung von Gewaltphänomenen wählen Frauen- wie Friedensforscherinnen interdisziplinäre Zugänge. Legt die Frie-

densforschung ihr Augenmerk v.a. auf Gewaltphänomene, die auf der Makroebene verortet sind, wie z. B. in der öffentlichen Sphäre der Politik (überstaatliche Konflikte, Kriege, internationale Beziehungen), so setzt die Frauen- und Geschlechterforschung bei ihren Erklärungen von Gewaltphänomenen v.a. im Privaten an, wie der häuslichen Gewalt. Die Frauenbewegung erklärt das so genannte Private zum politischen Ort. Einer ihrer bekanntesten Slogans ist: »Das Private ist politisch!« Gerade dieser Slogan zeigt den Zusammenhang von Mikro- und Makrosphäre und dadurch Zugänge der Geschlechter- und Friedensforschung, die erst durch ihre Verschränkung möglicherweise neue Perspektiven und Erklärungsmodelle eröffnen. Ausführungen zu grundlegenden Patriarchatskritiken, eine Kritik an der männlichen Vorherrschaft und deren geschlechtlicher Hierarchisierung, die sich in struktureller, symbolischer und personaler Gewalt ausdrücken, sind hier nicht möglich. Eine ganz zentrale gemeinsame Thematik von Frauen- und Geschlechterforschung und der Friedensforschung besteht sicherlich auch in der Kapitalismuskritik, die in den Jahren seit 2000 durch die ökonomischen Krisen in westlichen Demokratien wieder verstärkt ins Blickfeld von sozialen Bewegungen und Forschungsdesideraten rückt.

Wie erklärt sich die Geschlechterforschung geschlechtsspezifische Diskriminierungen und Unterdrückungen? Worin besteht der Zusammenhang mit der Friedens- und Konfliktforschung?

Ein zentrales Thema der Frauen- und Friedensforschung ergreift das stereotype Phänomen von friedfertigen Frauen und kriegerischen Männern. Es erscheint gerade so, als ob es in der Natur der Menschheit liegt, dass ein Teil von ihr auf Grund biologischer Konstellation Konflikte nur in gewaltvoller und kriegerischer Weise zu lösen vermag, der andere Teil hingegen friedfertig, harmonisierend, passiv und aggressionsgehemmt agiert. Die Frauen- und Geschlechterforschung geht dabei mehrheitlich von einem nicht-essentialistischen Ansatz aus und erklärt stereotype Zuschreibungen von Geschlechtern als soziale, gesellschaftliche und kulturelle Konstruktionen. Eben dies beinhaltet und bedeutet auch der Begriff »Gender«, der »Geschlechter/identitäten« als gesellschaftlich und sozial hergestellt versteht. (Wie könnte sich auch anders erklären lassen, dass »friedfertige« Frauen zunehmend auch in unseren Breitengraden den Beruf der Soldatin ergreifen? Sicher nicht

allein durch einen rechtlichen Gleichheitsgrundsatz, der es Frauen ermöglicht, dem Heer beizutreten.) Erst gesellschaftliche Zuschreibungen und Erwartungen an Menschen machen aus ihnen geschlechtlich agierende Wesen.

Der Begriff »Doing Gender« umschreibt, wie durch bestimmte Tätigkeiten Geschlechtsidentitäten konstruiert werden. Und, wie Nietzsche schreibt: Die Tat ist alles. Es gibt keinen Täter vor der Tat: »Aber es giebt kein ›Sein‹ hinter dem Thun, Wirken, Werden; der Thäter ist zum Thun bloss hinzugeädicht, – das Thun ist alles.« (Nietzsche 1993, 279)

Das »Doing Gender« darf man/frau sich jedoch nicht als einen bewussten Akt vorstellen. Vielmehr entspricht es dem Habitus nach Pierre Bourdieu (Althoff/Breswill/Riegraf 2001). Für Bourdieu werden Herrschaftsverhältnisse durch den Habitus re-produziert. Je nach Klasse, Geschlecht, Ethnizität werden bestimmte Verhaltensregeln, Wahrnehmungen, Gesten, Denkmuster weitergegeben. Dazu schreiben die Soziologinnen Althoff, Bereswill und Riegraf:

Die Identität eines Menschen als Frau oder Mann lässt sich nach diesem Konzept auch als Geschlechtshabitus auffassen; geschlechtsgebundenes Verhalten erscheint damit als Resultat soziokultureller Prozesse. Kulturelle Vorstellungen von Frauen und Männern, vor allem aber von Geschlechterdifferenz prägen dabei nicht nur die Denkschemata der Individuen. Sie werden auch in ihre Körper eingeschrieben, sie bestimmen die subjektiven Ausdrucksmöglichkeiten, Wahrnehmungen und Sichtweisen bis hin zu Gefühlen und Geschmacksurteilen. (Althoff/Breswill/Riegraf 2001, 244)

»Doing Gender« bedeutet also ein Bündel von soziokulturellen Praktiken, Inszenierungen und Performanzen, das zur Unterscheidung von Frauen und Männern in einer Gesellschaft führt. Der Anteil an symbolischen und kulturellen Zeichen und Praxen innerhalb des »Doing Gender« ist außerordentlich wichtig, denn die Stigmatisierung, die Differenzierung von Geschlechtern lässt sich im Alltag vor allem durch Symbole und Zeichen am leichtesten umsetzen:

Die Organisation der Interaktion und die Organisation des Sprechens bringt eine Vielzahl von Ereignissen hervor, die als Zeichen benutzt werden können, um die binäre Differenzierung nach Geschlecht herzustellen, aufrechtzuerhalten (...) In der Kinder- und Jugendlichenforschung wird vor allem danach gefragt, wie Kinder und Jugendliche das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit (Hageman-White 1984) erwerben und ihren eigenen Platz darin finden. (Gildemeister 2004, 136)

Parallel zu dem Konzept des »Doing Gender«, in welchem kulturelle und symbolische Praxen die zentrale Rolle spielen, wird in der Friedens- und Konfliktforschung von Fabian Virchow und Tanja Thomas der Begriff des »Banalen Militarismus« eingeführt. Nach Virchow und Thomas bedeutet »Banal Militarism« die Verallgemeinerung des Militärischen, die durch Alltagspraxen reproduziert wird:

Mit unserem Plädoyer für eine grundlegende sozial-, kultur- und medienwissenschaftliche Erweiterung der Forschungsperspektiven zugunsten jener vielfältigen Prozeduren der Gewöhnung an und/oder Einübung in Denkmuster, Einstellungen und Verhaltensweisen, die – mehr oder weniger – einem militärischen Habitus verbunden sein können, gehen wir über die traditionelle Militärsociologie und Militarismus-Forschung, die sich vor allem mit dem Militär als soziale Institution bzw. den Mechanismen und Grenzen der Kontrolle des Militärs durch politische Akteure und institutionellen Rahmenseetzungen befasst, hinaus und wenden uns den zahlreichen Prozessen zu, mittels derer das Militär bzw. Militärisches im weitesten Sinne in den Alltag eingelassen ist und zu seinem (weitgehend) selbstverständlichen Bestandteil gemacht wird/werden soll. (Virchow 2006, 34)

Die Erklärung von Alltagspraxen durch soziokulturelle Herstellung, sei es die Verallgemeinerung des Militärischen, sei es die Herstellung von Geschlechtsidentitäten, legt nahe, dass auch von »Doing War« und »Making Peace« gesprochen werden kann. Damit kann darauf hingewiesen werden durch welche kulturellen und symbolischen Zeichen und Praktiken eine Kultur des Krieges oder eben eine Kultur des Friedens und der Geschlechterdemokratie verstärkt unterstützt und in einer Alltagskultur institutionalisiert und zu etwas Selbstverständlichem werden könnte.

Symbolische Gewalt hängt, wie hier gezeigt worden ist, mit sozialen und kulturellen Konstruktionen zusammen. Der Begriff der symbolischen Gewalt wurde von Johan Galtung (vgl.: Winterstein 2005) eingeführt, den er von struktureller Gewalt unterscheidet. Bevor wir auf die Koppelung von symbolischer Gewalt und identitärer Zuschreibung genauer eingehen, machen wir einen Exkurs zu den unterschiedlichen Gewaltformen, wie sie in der Friedens- und Konfliktforschung thematisiert werden. Grundsätzlich werden drei Formen von Gewalt unterschieden:

- personale/direkte Gewalt
- strukturelle Gewalt
- symbolische/kulturelle Gewalt

Personale Gewalt entspricht der direkten Form von physischer Gewaltanwendung.

Zur Erklärung struktureller Gewalt wird von Galtung die Situation in Ländern herangezogen, in denen Menschen an Hunger leiden und sterben. Sie wird verursacht durch ökonomische und politische Umstände und zeigt keine direkten Formen von Gewaltanwendung einzelner Personen. Als strukturelle Gewalt wird z. B. auch die Armutgefährdung von allein erziehenden Müttern in unseiner Gesellschaft bezeichnet (soziale Ungerechtigkeit).

Kulturell erzeugte Praktiken, Vorstellungen und Verhaltensweisen, beispielsweise die Zuschreibungen von (negativen) charakterlichen Eigenschaften ganzen Personengruppen gegenüber, betreffen die symbolische Gewalt. Das zunehmende Interesse der Friedens- und Konfliktforschung an kulturell-symbolischer Gewalt als ein Zugang, um Konflikte zu verstehen, wird nach Werner Wintersteiner als »Cultural Turn« (vgl. Wintersteiner 2005, 83) bezeichnet.

Die Hinwendung zu gesellschaftlichen Phänomenen wie beispielsweise Sexismus und Rassismus, die soziokulturell rekonstruiert werden, ist Aufgabe der Frauen- und Geschlechterforschung. Ein »Cultural Turn« setzt bei den Gender Studies spätestens mit der Konstruktivismusdebatte ein. Ausgehend von Simone de Beauvoir »Wir werden nicht als Frauen geboren, sondern dazu gemacht« (de Beauvoir 1994, 334) wird die Naturhaftigkeit der Frauen radikal hinterfragt. Was sind Frauen? Welche gemeinsamen Eigenschaften haben sie? Kann überhaupt von »der Frau« gesprochen werden? Letztlich wird in der Frauen- und Geschlechterforschung davon ausgegangen, dass die Unterschiede unter Frauen und unter Männern genauso groß sind wie die Differenzen zwischen Frauen und Männern. Gemein sind »den Frauen« jeweils unterschiedlich sich gestaltende patriarchale Strukturen und der damit einhergehende Leidensdruck, den sie teilen. Aber trifft dies auf alle Frauen zu? Die »Women of Color« kritisieren am westlichen Feminismus, ausschließlich für weiße, mitteleuropäische, Mittelstandsfrauen zu sprechen. Sie kritisieren, dass die westlichen Feminismen die Situation von nicht-westlichen Frauen wie z. B. Afroamerikanerinnen oder Österreicherisch-Türkischen Frauen ignorieren. Die Annahme einer Zusammengehörigkeit von Frauen, eines Wir-Begriffs/Gefühls, Wir-Frauen, wird von den »Women of Color« hinterfragt. Sie weisen auf die Differenzen, auf die unterschiedlichen Lebenssitua-

tionen und Kontexte wie Herkunft, Alter, Klasse, Behinderung von Frauen etc. hin. Dazu schreiben die Wissenschaftlerinnen Althoff, Bereswill und Riegraf:

Frauen oder die Frau stand bei näherer Betrachtung für weiße Frauen und meistens für weiße Frauen der Mittelklasse in westlichen Ländern. Damit vereinbarmen Feministinnen die Massen von Frauen, für die ihre analytischen Konzepte und ihre Schlussfolgerungen nicht oder nur bedingt brauchbar waren. Diese Vorgehensweise impliziert die Auslöschung spezifischer Formen von Unterdrückung von Frauen in konkreten kulturellen und historischen Zusammenhängen wie auch ihrer Stärken und Widerstandsformen, die Frauen entwickeln. (Althoff/Bereswill/Riegraf 2001, 223)

Von einem einheitlichen Wir-Frauen kann nicht mehr gesprochen werden. Zu unterschiedlich werden in den verschiedenen Kulturen und Gesellschaften Arbeits- und Lebenssituationen von Frauen erfahren und damit verbunden Diskriminierungen und Dominanzverhältnisse. Auch unter Frauen bestehen Mehrheits- und Minderheitsverhältnisse. Beispielsweise wird eine Bosnische Österreicherin in Österreich auf Grund ihrer Herkunft nicht die gleichen Chancen am Arbeitsmarkt erhalten wie eine gebürtige Österreicherin. Herkunft und Ethnizität werden ebenso wie das Geschlecht – oder vielleicht sogar mehr – zu Diskriminierungen am Arbeitsmarkt führen (an der Universität Klagenfurt z. B. arbeiten mehrheitlich Migrantinnen als Reinigungspersonal). Geschlecht gilt damit nicht mehr als unter allen Umständen primär zu rehende Dimension, die zu Diskriminierungen führen kann. Damit setzt in der Frauen- und Geschlechterforschung auch eine Ausdifferenzierung der Debatte um Diskriminierung ein.

In der Frauen- und Geschlechterforschung können soziokulturelle Ungleichheitsrelationen (Intersektionen, das Zusammenspiel von Geschlecht, Herkunft, Ethnie, Behinderung, Lohnarbeit, sexuelle Orientierung, Elternschaft u. a.) als zentrale Motoren für eine »Kultur der Gewalt«, eine »Kultur des Krieges« und Praktiken der Dominanz, gelten. »Kultur ist dabei u. a. auch als ein Medium zu begreifen, mit dem symbolische Grenzen gezogen werden und das den Menschen ihre Position in der Gesellschaft zuweist. Denn über Kultur wird festgelegt, wer in der Norm lebt und sie repräsentiert und wer von ihr abweicht.« (Rommelspacher 2006, 3)

Ein Beispiel für die Bedeutung von sozialen Ungleichheitsrelationen und deren Interdependenzen für eine »Kultur der Gewalt«

stellt der Konflikt zwischen dem Selbstverständnis von Emanzipation europäisch-westlicher Frauen (Rhetorik der Gleichheit) und der Position von Migrantinnen in Haushalt, Pflege, Erziehung u. a. (reale Ungleichheit zwischen »europäisch-westlichen Frauen« und Migrantinnen) dar. Rommelspacher (2006, 11) erläutert, dass das Verständnis von »Emanzipation« eines westlich-liberalen Feminismus sehr eng mit der Möglichkeit zur Verbesserung der eigenen Lebenssituation durch Erwerbsarbeit geprägt ist. In kapitalistisch durchorganisierten Gesellschaften, kann Emanzipation für Frauen bedeuten, sich von traditionellen sozialen Verbänden (Familie ...) zu lösen und individuell einer Erwerbsarbeit nachzugehen.

Jedes Konzept von Emanzipation oder Frauenbefreiung sieht in jeweils spezifischen ökonomischen und kulturellen Kontexten anders aus (vgl. Rommelspacher 2006, 13). Jede Emanzipationsbewegung sollte kritisch geprüft werden, inwiefern sie nicht auf Kosten anderer gesellschaftlicher Gruppierungen geht. Rommelspacher möchte mit ihrem Konzept »Hegemonialer Weiblichkeit« auf die real sich abzeichnende und auch bereits praktizierte Gefahr hinweisen, dass westeuropäische Frauen ihren Einstieg in die Erwerbsarbeit (gleichzusetzen mit dem gängigen Verständnis von Emanzipation) einer Verschiebung von Familien-, Haushalts- und Pflegearbeit auf Migrantinnen verdanken. Es ist in westlichen Gesellschaften nicht wie von Feministinnen gefordert (vgl. Ernst 2005, 94 u. 110) eine grundlegende Veränderung der arbeitsteiligen Organisation zwischen den Geschlechtern erfolgt, sondern eine »ethnische Unterschichtung« der westeuropäischen Frauen, die ihre Möglichkeit zur Erwerbsarbeit migrantischen Frauen verdanken:

Diese Einstellung zur Hausarbeit verfestigt nicht nur den status quo der Menschen mit geringeren oder gar keinen Rechten, sondern unterläuft auch das Ringen um einen neuen Arbeitsbegriff aus feministischer Perspektive. Die Ethnisierung der Hausarbeit schreibt damit einen männlichen Arbeitsbegriff fort, der auf der Spaltung von Erwerbs- und Privatbereich basiert. Demgegenüber war es der Anspruch eines feministischen Arbeitsbegriffs »Arbeit« und Leben zusammen zu sehen (...) und so eine eigene Vision jenseits der Spaltung von Erwerbs- und Hausarbeit zu entwickeln. Das wäre gerade heute, da aufgrund der technischen Entwicklungen der Gesellschaft die Arbeit immer mehr auszuüben scheint, und eine neue Balance zwischen Erwerbsarbeit, Tätigkeit und Eigenarbeit gefunden werden muss besonders notwendig, will man nicht die Spaltung in gut verdienende, angesehene Arbeitsplatzbesitzerinnen und »wertlose Arbeitslose« weiter fortschreiben (...). (Rommelspacher 2006, 13 f.)

Dieser scheinbar »kulturelle Konflikt« zwischen dem Verständnis von Emanzipation auf der Seite von westeuropäischen Frauen durch die Ausübung von Lohnarbeit, die möglichst weit von den traditionell unbezahlten Sphären der Hausarbeit, Pflegearbeit und Erziehung entfernt ist, und der »Integration« von Migrantinnen als Sexarbeiterinnen, Haushaltsarbeiterinnen (Au Pair) oder Pflegearbeiterinnen darf aber auf keinen Fall lediglich auf der Ebene der »Kultur« (symbolische Gewalt) untersucht werden, sondern verweist sehr evident auf eine weitere Ebene, nämlich die ökonomische Abhängigkeit und Verpflichtung zur Lohnarbeit (strukturelle Gewalt). Hier werden »kulturelle Unterschiede« strukturell benutzt, um eine bestimmte Gruppe von Personen innerhalb der »Zwänge der Ökonomie/Lohnarbeit« gefügig zu machen. Unterschiede zwischen Personengruppen werden betont, um die Verteilung von Ressourcen und die Teilhabe an politischer Macht extrem hierarchisch und ungleich zu praktizieren und zu legitimieren. »Überdies wird dabei in einer materiell angespannten Situation ein kulturelles Paradigma aufrechtzuerhalten versucht, ohne sich klar zu machen, dass materielle Mängellagen durch die Dimensionen »Rasse/Ethnie, Geschlecht usw. mit bedingt sind.« (Scholz 2005, 9)

Nach dem »Cultural Turn« ist es wichtig, darauf zu achten, dass die kulturelle Perspektive (die, wie oben gezeigt wurde, soziokulturell hergestellt werden) Erklärungen für die Ursachen von kriegerischen Auseinandersetzungen und Gewalt liefern. So genannte kulturelle Unterschiede (symbolische Gewalt) legitimieren politische und ökonomische Entscheidungen (strukturelle Gewalt), die zu Ungleichheit führen.

Die Bedeutung dieser soziokulturellen Ungleichheiten für eine »Kultur des Krieges/eine Kultur des Friedens« wurde in der Friedensforschung bislang nicht aufgegriffen. Eine Gefahr des Umgangs mit den Interdependenzen soziokultureller Ungleichheiten besteht darin, dass je nach Fokussierung einer Dimension von Ungleichheit, eine andere aus dem Blick gerät und damit auch die Ansprüche auf Emanzipation bestimmter Gruppen¹. Soziokultu-

1 Ein Versuch, die Bedeutung von Differenzen und Identitäten, sowie die Festschreibung auf dieselben und die damit einhergehenden Benachteiligungen zu lockern, unternehmen postkoloniale Theorien und Queer Studies, indem sie die Notwendigkeit von Identifizierung überhaupt in Frage stellen. Durch postkoloniale Theorien und Queer Studies wird vor allem >

relle Ungleichheit/Intersektionen (culture, race, class, disability, heteronormativity ...) als Teil einer »Kultur der Gewalt und des Krieges« sind Teil eines zentralen Widerspruchs in westlichen Demokratien. Nämlich dem Widerspruch zwischen realen, soziologisch und statisch nachweisbaren Ungleichheiten auf der einen Seite und einer teilweise durch Rechte gestützten Rhetorik der Gleichheit auf der anderen Seite. Diese Rhetorik der Gleichheit führt dazu, dass das Bewusstsein einer verbleibenden Mittelschicht und »politischen Klasse« in Europa gespalten ist, einerseits in dem Glauben, dass in Europa mit den Menschenrechten alle Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten strukturell abgeschafft wären und nur die Einzelnen zu ungeschickt wären, ihr Recht beispielsweise durch eine Klage auf Diskriminierung einzufordern. Andererseits können wir uns eines medialen Unbehagens nicht erwehren, dass es nach wie vor unglaublich viele Informationen über Ungerechtigkeit, Ungleichheit, Gewalt und Krieg nicht nur außerhalb Europas, sondern auch im Zusammenhang mit Europa gibt, und der Verdacht besteht, dass doch etwas strukturell mit den Gesellschaften in Europa nicht stimmt.² (vgl. Scholz 2005, 9) Alle Modelle, die sich mit Interdependenzen von Ungleichheitsrelationen beschäftigen, müssen sich an dieser Doppelmoral westlicher Gesellschaften abarbeiten, dass einerseits ein Anspruch auf Egalität und Dominanztabu im Selbstverständnis Europas mit der permanenten Durchsetzung von Ungleichheit (z. B. Einkommensunterschiede, Lager für die afrikanischen Flüchtlinge an den Grenzen Europas [vgl. Milborn 2006, 92], Ausbeutung von Migrantinnen in Landwirtschaft [vgl. EBF 2004, 49], Hausarbeit und Sexarbeit u. a.)

- > ausgehend von anglo-amerikanischen Raum die Legitimität von sozialer Identitätsbildung in Frage gestellt. Die Originalität dieser Ansätze wie auch die Umsetzung in konkrete politische Maßnahmen (z. B. durch die Reduktion von Pässen, Einwohnemeldeämtern und die modernen Identifizierungstechnologien oder den Abbau von Sicherheitstechnologien zur Identifizierung, Kontrolle und Beherrschung von Individuen innerhalb bestimmter Territorien) sollte nicht unterschätzt werden.
- 2 Neuartige Gesetzesinitiativen, die eine Diskriminierung entlang von »Rasse, Geschlecht, aber auch Alter und Behinderung« verbieten wollen, widersprechen den barbarisierenden Tendenzen nicht; vielmehr wird hier eine Art Doppelmoral betrieben. Einerseits plädiert etwa Schilly für Lager in Afrika für afrikanische Flüchtlinge, andererseits sollen rassistisch diskriminierte hierzulande angeblich integriert werden.³

und aktiver Diffusionsverzögerung³ (vgl. Rommelspacher 2006, 11) Hand in Hand geht.⁴

Die Zusammenhänge von symbolischer, struktureller und personaler Gewalt, die nicht zuletzt auf Intersektionen (race, class, sex, gender etc.) und deren Interdependenzen basieren, sind uns bei der Analyse von Konflikt- und Gewaltthemen äußerst wichtig. Die symbolische Ordnung einer Gesellschaft, die durch Einschreibungen, Habitus und Performanz immer wieder hergestellt wird und damit auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufgründet von Geschlecht, Herkunft, Behinderung etc. verfestigt, legitimiert strukturelle und personale Gewalt. Kulturelle Codes dienen als argumentative Grundlage dieser ökonomischen und politischen Dominanzverhältnisse und rechtfertigen nicht zuletzt gewalttätiges und kriegerisches Geschehen. Gerade deshalb ist es besonders wichtig, kulturelle Codes entlang der angeführten Analysekategorien zu stören und zu verändern.

LITERATUR

- Althoff, Martina/Mechthild Bereswill/Birgit Riegraf (2001): *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen*. Band 2 der Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung. Opladen.
- Anker/Arzt/Eckstein/Neissl (Hg.) (2003). *Männerkrieg und Frauenfrieden. Geschlechterdimensionen in kriegerischen Konflikten*. Wien: Promedia.
- De Beauvoir, Simone (1951/1994): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg: rotoro.
- Becker/Kortendiek (Hg.) (2004): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS.
- EBF Europäisches BürgerInnenforum (2004): *Bittere Ernte. Die moderne Sklaverei in der industriellen Landwirtschaft Europas*. Zürich.
- Ernst, Waltraud (2005): *Leben und Wirtschaften – Geschlechterkonstruktionen durch Arbeit*. Münster: LIT.
- 3 Bernhard Giesen (1999) spricht von einer »Diffusionsverzögerung« von Seiten derer, die die Deutungsmacht innehaben. Sie bauen ihren »Vorsprung« ständig aus und hindern so die Anderen daran aufzuholen. In diesem Sinne sind etwa Klagen über das sich nicht entwickelnde Afrika zu verstehen, die Reimer Gronemeyer sehr witzig darstellt.
- 4 Die anschauliche Praxis einer solchen Diffusionsverzögerung findet sich z. B. beschrieben in Reimer Gronemeyers Buch »Der faule Neger« (vgl. Gronemeyer R. 1991, 7 ff.)

- Gildemeister, Regine* (2004): *Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung*. In: Becker/Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS.
- Gronemeyer, Reimer* (1991): *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*. Hamburg: rororo.
- Hajda, Cijlja* (2004): *Krieg und Frieden. Feministische Positionen*. In: Becker/Kortendiek (Hg.): *Handbuch für Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jopp, Mathias* (Hg.) (1991/92): *Dimensionen des Friedens – Theorie, Praxis und Selbstverständnis der Friedensforschung*. Baden-Baden: Nomos.
- Leitner, Egon Christian* (2000): *Bourdieu's eingreifende Wissenschaft. Eine Handhabung*. Wien: Turia und Kant.
- Milborn, Corinna* (2006): *Gestürmte Festung Europa. Einwanderung zwischen Stacheldraht und Ghetto. Das Schwarzbuch*. Wien: Styria.
- Nietzsche, Friedrich* (1993): *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. München: dtv/de.
- Palencsar/Fischer/Wintersteiner* (2005): *Wissen schafft Frieden. Friedenspädagogik in der LehrerInnen-Bildung*. Klagenfurt: Drava.
- Rommelspacher, Birgit* (2006): *Interdependenzen – Geschlecht, Klasse und Ethnizität*, auf: http://www.birgit-rommelspacher.de/artikel_pdf.htm am 8. April 2007
- Sancar, Annemarie*: *Zwangssehen und Diskurszwänge. Ethnisierung, Kulturlisierung oder Politik der Gleichberechtigung*. In: *Widerspruch* 51 (2006) S.101
- Schle, Günter* (2006): *Wie Feindbilder entstehen. Eine Theorie religiöser und ethnischer Konflikte*. München: Beck.
- Scholz, Roswitha* (2005): *Differenzen der Krise – Krise der Differenzen. Die neue Gesellschaftskritik im globalen Zeitalter und der Zusammenhang von »Rasse«, Klasse, Geschlecht und postmoderner Individualisierung*. Bad Honnef: Horlemann.
- Thomas, Tanja/Virchow, Fabian* (2006): *Banal Militarism: Zur Interdisziplinären Erschließung eines Forschungsfeldes*. In: *Banal Militarism. Zur Veralltäglichen des Militärischen im Zivilen*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Widerspruch* 51. (2006): *Migration, Integration und Menschenrechte. Globalisierung und Arbeitsmigration*. Zürich.
- Wintersteiner, Werner* (2005): *Was heißt Frieden? Plädoyer für einen politisch-kulturellen Friedensbegriff*. In: *Palencsar/Fischer/Wintersteiner* (2005). S. 88.

Therese Wintersteiner

The Role of Culture in Conflict Resolution

Early conflict resolution theorists and practitioners largely ignored or strongly neglected cultural aspects. In classical conflict resolution techniques, such as negotiation, mediation and other third party intervention, culture usually plays no or only a little role. Game theory, for example, which was originally developed by mathematicians but was soon adapted by several social sciences, became a prominent way to explain human behaviour. Many conflict resolution theorists broadened the concept from strict realist zero-sum games, where the winner takes all, to a variety of non-zero-sum concepts. Such games are based on the assumption that individuals act rationally and have full knowledge of the key parameters. Thus, these games totally neglect any possible cultural difference in rational choice.

More recently, however, culture attracted more and more attention in the field of conflict resolution. Very often, however, it is discussed in a bewildering and unhelpful variety of ways. In this essay, I aim to discuss the role of culture in the field of conflict resolution. To do so, I shall first of all define the terms »culture« and »conflict resolution«. Secondly, I shall look at the most extreme positions with respect to the role of culture in conflict resolution.

While John Burton believes in generic methods to approach conflicts, John Paul Lederach regards culture as a key actor in successful conflict transformation. Furthermore, I shall discuss the approach by Kevin Avruch and Peter Black, who criticise Burton's approach of a cultural free way of dealing with conflicts. However, they do not agree with Lederach that culture plays such an important role as he stresses.

1. Definition of Terms

Culture

The term »culture« is difficult to define, as it is often used to communicate different meanings. In this respect, Raymond Williams points out that culture is »one of the two or three most complicated words in the English language.«¹

¹ Williams, Raymond quoted in Avruch, Kevin, *Culture, in Culture and Conflict Resolution*, United States Institute of Peace Press, 1998, p. 6.